

Der Santi-Klaus

Autor(en): **Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 50

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alpen, ganze Himalajagebirge habe ich schon verkauft, trotz dem Budligen und trotz dem Stelzebein, die mir wieder wie vor Zeiten die Augen aushacken möchten. Auch Frauen, Mädchen, mit weißen, elfenbeinernen Fingern sind unter der Kundstame... Und manchmal, wenn ich so eine besonders weiße Mädchenhand nach der Zeitung greifen sehe, kann es vorkommen, daß ich wieder zu dichten anfangen, daß ich an Maggie denke.

Manchmal sagte ich. Nicht immer. Denn es gibt ein Sprichwort: Die Zeit heilt alle Wunden.

Aber — verzeiht mir, wenn ich rede, als ob ich auch heute noch Zeitungsverkäufer wäre — wenn es wirklich vorkommt, daß ich ins Dichten hineingerate, well — dann ergehe ich mich in Balladen und nicht mehr in leichten Gaselen und nicht mehr in zierlichen Rondos, nein, in Balladen, sage ich und zwischen dem Zeitungsgeschäft spiele ich Theater, als ob das Leben nicht schon genügend Theater mit mir gespielt hätte.

Und ich bin im Geiste wie der Indianer Tischano, dem seine Pocahontas gestorben ist. Noch einmal gehe ich hin, um die Geliebte, die mit Rosen des Waldes und Blüten der Prärie überschüttet auf dem Lager liegt, zu schauen. Fern aber rauscht der Niagara. Der Niagara des Lebens und des Todes. Und im Westen sinkt die Sonne. Und aus dem Westen winkt Pocahontas liebend und mit leiser Mahnung herüber. Und so gehe ich denn im Geiste hin und löse vom Ufer den Nachen, hänge den Bogen um die Schultern, stecke Streitaxt und Messer in den Gürtel und, wie es in der Ballade heißt:

„Sieh', er läßt das Fahrzeug treiben,

Bis die Flut den Einbaum paßt

Und er zieht, nach Westen schauend,

Still hinab den Katarakt...“

„Sun! — World! — Times! — Herald!“ Ich bin der Zeitungsverkäufer an der Brooklyn Bridge.

Der Santi-Klaus.

Eine Kindheitserinnerung von Walter Keller.

Auf den Sankt Niklastag hatten Gretchen und ich allerdings kein sonderlich gut Gewissen.

Am Abend vor Essenszeit kam der Santi-Klaus mit großem Gepolter und erschrecklichem Schellenklingel von der Richtung des Waldes her und klopfte an der Pfortlure unseres Schlosses. Unsere Magd Bertha ging hinter und öffnete. Unterdessen hatten wir uns aber alle drei in die hintersten Winkel des Eßzimmers verkrochen, das eine in den Wandschrank, das andere hinter den Ofen und ich hinter das eingebaute Buffet. Der Santi-Klaus kam polternd die Treppe herauf. Mir hämmerte das Herz vor Entsetzen. Jetzt trat er ein: „Ist niemand da, wo sind die Bösewichter?“ donnerte er mit furchtbarer Stimme, wie Rübezahl in den Bergen. Dann ging er auf die Suche, fand Martha hinter dem Ofen, entdeckte mich hinter dem Buffet und öffnete schließlich auch den Kasten, worin Gretchen sich versteckt hatte. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie unheimlich der Mann aussah mit seinem langen, weißen Bart, der braunen Klausnerkutte mit der aufgestülpten Kapuze, den schweren Holzschuhen, dem großen Sack auf dem Rücken, dem Birkenrutenbündel in der einen und dem hagebuchenen Stock in der andern Hand.

Schlotternd und mit den Zähnen klappernd standen wir vor dem schrecklichen Mann und sollten ihm beichten, was wir alles Schlimmes getrieben hätten das Jahr hindurch. Da kam es denn an den Tag, welche Streiche wir verübt hatten. Gretchen erzählte mit schlotternder Stimme, sie habe im Speiseshrank, der in einer ganz schmalen Vorkammer neben der Küche stand, einmal einen Topf voll Rosinen entdeckt. Weil sie aber zu klein war, stellte sie einen Stuhl auf den andern, vermochte aber auch jetzt nicht hinaufzulangen. Da kletterte sie kurz entschlossen hinauf, hielt sich mit der linken Hand an einem Schafte des Ge-

stells fest, während sie mit der rechten Hand nach dem Rosinentopf langte. In diesem Augenblick aber kippte der obere Teil des Speiseshrankes nach vorn, schlug an die gegenseitige Wand und es fielen eine ganze Menge Büchsen, Einmachgläser und ein Körbchen voll Eier, zwei Duzend an der Zahl, zu Boden oder auf Gretchen herab, die vor Angst, entdeckt zu werden, keinen Laut von sich gab und mitten in der Eier- und Konfitüre-Brühe saß. Wäre der Schrank nicht von der andern Wand aufgehalten worden, so wäre auch noch das große Geschütz losgegangen, nämlich die beiden Kupferkessel, worin die Mutter die Johannisbeer- und Himbeerkonfitüre aufbewahrte, würden herabgefallen und ihr Inhalt auf Gretchen herabgefließen sein. So hatte sie also noch Glück im Unglück.

Die Mutter, welche das Gepolter gehört hatte und herbeigeeilt war, mußte zunächst über die komische Situation, in der Gretchen saß, fast lachen. Der Vater aber waltete den Bösewicht mit hagebüchlenen Schlägen durch, daß sie blau war vor Striemen und ihre Nascherei für einige Zeit bleiben ließ. — Dies also beichtete sie jetzt dem Santi-Klaus.

„Und der Bueb da, ist der immer brav gewesen?“

„Nicht immer“, erwiderte die Mutter, „sage Hansli, was hast du Schlimmes angestellt?“ — „Nu, selle wie, ufe mit der Sproch, jo wolleter, du wirsch es schon no wüsse.“ Und da kam es denn an das Tageslicht, daß ich die brennende Petroleumlampe hatte fallen lassen. Das ging nämlich so zu. Als Mutter und ich einmal nachts in eine Mansardenkammer hinaufstiegen, um etwas zu holen, sah ich im Zwielicht des Gangs etwas Dunkles sich hin und her bewegen. Ich flüchtete, in der Meinung es sei ein Gespenst, mit der Lampe in die Mansarde, stolperte in der Hast über die Schwelle und fiel mit der Lampe ins Zimmer hinein. Sofort fing das Petroleum Feuer, das Stück Boden brannte lichterloh, die Mutter suchte das Feuer mit einem Teppich zu ersticken, da kam zum Glück die Köchin Babette zu Hilfe, brachte einen breiten Blechfessel und stülpte ihn darüber. Da endlich hörte es auf zu brennen. — „So, so, du Lauskerl, beinahe hättest du das schöne Schloß hier angezündet“, wettete der Santi-Klaus. „Und das große Kind da, hat es sich immer gut aufgeführt.“ — „So ziemlich“, sagte die Mutter, „aber einmal ist es dem Knecht, als er Gras mähte, in die Sense hineingesprungen und bekam einen großen Schnitt ins Bein. Und ein andermal“ — „Mutter, du darfst es nicht sagen“ — unterbrach Martha schluchzend. — „Heraus damit“, donnerte der Santi-Klaus. „Nun also“, fuhr die Mutter fort, „einmal haben die zwei Mädchen gezankt, weil jedes das Schemelchen haben wollte zum Nähen. Aber Gretchen stand eben darauf und wollte nicht vom Schemel herunter. Da ging Martha hin und band dem Gretchen mit einer Schnur die Beine zusammen, gab ihm hierauf einen Stoß, sodas Gretchen auf die Nase fiel und blutete.“

Der Santi-Klaus machte hiezu ein grimmiges Gesicht und drohte uns mit aufgehobener Rute, er werde uns in den Sack hinein stecken und mit in den Wald hinauf in seine Hütte nehmen. Grete aber heulte und schrie, sie wolle artig sein. Dann mußten wir ein Sprüchlein hersagen, womit sich St. Niklaus brummend schließlich zufrieden gab. Darauf mußten wir alle drei ihm sicher und heilig versprechen, uns zu bessern. Jetzt warf der Santi-Klaus einen Sack auf den Boden und schüttete ihn aus. Hei, wie viel Äpfel, Birnen, Nüsse samt etlichen süßen Krapfen rollten jetzt auf den Stubenboden hinaus! Wie toll stürzten wir alle drei darauf los. Dabei gelang es Gretchen, wiederum den Löwenanteil einzuheimen und es hätte sicherlich Zanf darob gegeben, wäre nicht die schreckliche Gestalt des Santi-Klaus dabei gestanden.

Darnach wandte er sich mit brummiger Miene wieder zur Tür hinaus und wir hörten seine polternden Schritte im Treppenhaus verhallen.

Nie kann ich die Angst vergessen, die wir damals ausgestanden haben, und der Glaube, daß der Santi-Klaus

gleich wie Rübezahl im Wald und auf den Bergen droben hause, hat bei uns noch lange fortgedauert.

Die Dorfschulbuben aber, so wurde mir später erzählt, hätten dem Santi-Klaus einst in einem dunklen Hausgang eine Schnur gespannt, sodaß er beim Fortgehen darüber gestolpert und der Länge nach zu Boden gefallen sei. Da habe er einen der Lausbuben gepackt, habe ihn in seinen Sack gesteckt und ihn in den Wald hinaufgetragen, wobei der Bube jämmerlich geschrien habe.

An diese Erlebnisse muß ich jedesmal denken, so oft der von den Kindern halb ersehnte, halb gefürchtete Santi-Klaus-Abend wiederkehrt.



Berner Heimatschuh-Theater, — „Der Vater“ von Nold Halder. (Phot. Keller, Bern.)

Heimatschuh-Theater.

„Der Vater“. — „Zwöierlei Schatzig“.

Zwei Dialektstücke stunden in der vergangenen Spielwoche auf dem Programm des Heimatschuh-Theaters: „Der Vater“, ein Dreiaakter von Nold Halder, aus der aargauischen Mundart ins Berndeutsche übertragen von Otto von Greyerz, und „Zwöierlei Schatzig“, eine Bauernkomödie von R. v. Tavel.

Hanes, der Vater, einst Bauer auf dem „Gähi“, jetzt ein Fökel, hatte sein Gütlein verliehert und sich von Weib und Kind weggemacht. Peter, sein Bub, half in bitterböser Jugendzeit der Mutter durchhalten, übernahm später das „Gähi“ als Lehmann und ließ endlich den seit zwanzig Jahren verschollenen Hanes tot erklären, um das Heimetli zu eigen erwerben zu können.

Mit aller ingrimmigen Beharrlichkeit, die dem stolzen Armen eignet, will er nun auf dem Höflein bleiben. Er kämpft verbissen gegen die Gläubiger, die ihn mit allen Hundstücken heken, und gegen den Alten, den er tot haben will, auch wenn er leben sollte.

Und wirklich, was Marei, Peters Weib, längst befürchtet hat, trifft ein: Hanes kehrt heim. Es kommt zum tragischen Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn.

Mit einer für die Dialektliteratur seltenen Willens- und Ausdruckskraft ist hier eine tragische Entwicklung in einen einzigen Akt zusammengedrängt und zu erschütternder Wirkung gebracht.

Das Stück stellt an die Darsteller ganz ausgesprochen künstlerische Forderungen, denen die Träger der Haupt- und Nebenrollen bis in die subtilsten Einzelheiten sich gewachsen zeigten.

Ein weit behaglicheres Bild aus dem schweizerischen Bauernleben entrollt das von Tavel'sche Stück. In behäbiger Eintracht haushaften da auf der Stegmatt Uli Moser, der Bauer, Eisi, seine Frau, Bertha, die Tochter und Christen, der Melker. Als Störfried tritt Bernhard Liniger, der Versicherungsagent, in diesen friedlichen Kreis. Er will Vater Mosers Mobiliar nachher sichern und nebenbei dem Töchterlein schön tun. Beide Vorhaben erzeugen bei Uli böse Wetter. Dem eifrigen Zureden Eisis zum Trost jagt er den Agenten fort.

Doch das Unglück schreitet schnell. Ein Ueberrächter steckt das Haus in Brand. Alles brennt nieder. Der Agent erscheint wieder zur Abschätzung des Schadens; sie fällt sehr zum Nachteil Uli's aus. — Einer aber zieht Nutzen aus dem Unglück: Christen. Der hat beim Brand mit Einsatz seines eigenen Lebens Pferde und Vieh gerettet und damit die Achtung des Meisters und die Gunst der Meisterin gewonnen. Die Tochter war ihm längst zugetan. So sollen die Jungen neu aufbauen, was das Feuer zerstörte.

Die anspruchslose, aber trefflich aus dem Leben herausgegriffene Komödie bringt manchen fröhlichen Augenblick. Die Typen sind echt aus dem Volk geschaut; Ton und Stimmung heimelig heiter.

Der düstere, schier zu düstere Eindruck des ersten Stückes wird durch das Tavel'sche Lustspiel wohlthuend aufgeheilt. Die Kombination beider Stücke bewährte sich vortrefflich.

Auch hier war das Spiel ein erfreulich abgerundetes. Mich störte nur eines: die weißen Arme und weichen Hände dieser Bauernleute.

R. W.

Aus der politischen Woche.

Vor der Ratskonferenz in Genf.

In Genf hat anfangs dieser Woche die Dezembertagung des Völkerverbundes begonnen. Die Teilnehmerliste zeigt die altbekannten Namen. Chamberlain hat schon unterwegs in Paris mit Briand konferiert. Auch Stresemann ist nach Genf gekommen, trotz seiner reduzierten Gesundheit. Nur Mussolini fehlt auf der Liste; Scialoja muß ihn auch diesmal wieder vertreten.

Die Vierer-Konferenz ist noch nicht genügend vorbereitet, wie die Italiener sagen. Sie wird wohl diesmal noch unterbleiben, wie sehr die politischen Notwendigkeiten zur Verständigung unter den vier Hauptmächten Europas drängen und England den Weg dazu weisen möchte. Die Vorbereitung ist eben gerade von der Seite unterlassen worden, die sie jetzt vermisst. Man kann nicht heute dem Nachbar mit dem Gewehr zum Fenster hinaus drohen, wie es die Faschisten in Ventimiglia getan, und ihn dann am folgenden Tag zu einem Schoppen einladen. Zuerst muß in Frankreich der schlimme Eindruck der italienischen Kriegsdrohungen vergessen sein, bevor Briand mit Mussolini an den gleichen Tisch sich setzt — oder es wären dann höhere Notwendigkeiten, die den stets zur Verständigung Bereiten dazu bewegen könnten.

Auf alle Fälle müßte dieser Konferenz die Genfer Tagung vorangehen, und auch diese muß erst gewisse Früchte reifen als Vorbedingung. Doch liegt in der feuchtkalten Dezemberluft nicht eben viel Verheißung dafür, daß die